
Der verfehltete Titel

Rezension von: Johannes Jetschgo, Ferdinand Lacina, Michael Pammer, Roman Sandgruber, *Die verpasste Chance. Österreichische Industriegeschichte 1848-1955*, Ueberreuter, Wien 2004, 343 Seiten, € 48.

Die Österreichische Industriegeschichte GmbH hat nunmehr den zweiten Band ihres Projektes präsentiert, auch dieses Mal hervorragend ausgestattet, im gleichen Aufbau und mit ebensolcher Akribie verfasst.¹ Freilich stößt sich der Leser diesmal am Titel. Kam man mit jenem des ersten Bandes – „Die gegebene Chance“ – gut zu recht, gerät man mit jenem des zweiten in Schwierigkeiten. Diese resultieren zunächst daraus, dass hier drei völlig disparate Perioden zusammengefasst werden.

Da ist zunächst das „Silberne Zeitalter“, also jenes, das bis zum Ersten Weltkrieg im europäischen Vergleich zwar etwas unterdurchschnittliches Wirtschaftswachstum vermittelte, jedoch nach der Jahrhundertwende annähernd Vollbeschäftigung herbeiführte. Die Zwischenkriegszeit brachte demgegenüber schwerste exogene Schocks als Folge politischer Ereignisse. Nach Okkupation, Krieg und Zerstörung erstand Österreich aus den Trümmern wieder und nahm – wohlwollend unterstützt von den USA – den Wiederaufbau mit solcher Vehemenz in Angriff, dass 1949 das Niveau von 1937 erreicht und 1955 bereits um mehr als die Hälfte übertroffen wurde. In jener Phase schuf man einen Großteil jener Institutionen und Organisationen, welche die österreichische Wirt-

schaft charakterisieren und den Aufstieg des Landes zu einem der reichsten Europas ermöglichten.

Man fragt sich daher, wo hier Zeit übergreifende Chancen bestanden und wer diese nicht ergriffen hätte. Allenfalls könnte das noch für das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts gelten, als das Wachstum etwas hinter dem europäischen Durchschnitt zurückblieb. Aber darüber erfährt man im Buch eigentlich nichts. Am ehesten wäre der gemeinsame Titel in Richtung eines „Zeitalters der Brüche“ verständlich gewesen, wie das auch die Autoren implizit andeuten, aber welche Chancen nicht ergriffen wurden, bleibt weitgehend unbeantwortet.

Die Charakteristika der österreichischen Wirtschaft

Nach einer knappen Zusammenfassung gehen die Autoren im Abschnitt „Aspekte“ daran, gemeinsame spezifische Merkmale für diese disparate Periode herauszuarbeiten. Eine Ambition, die sie recht erfolgreich bewerkstelligen und dabei viele relevante Details aufzeigen. Nach einer plastischen Darstellung des Wirtschaftsablaufes dieser Periode wird auf das innovative Potenzial des Landes hingewiesen und die hervorragendsten Beispiele dafür präsentiert. Leider fehlt darunter die Firma Thonet. Sogar die amerikanische wirtschaftshistorische Literatur hebt nicht nur das Produkt der Bugholzmöbel hervor, sondern auch die Organisation der Erzeugung, welche in den USA nicht ihresgleichen hatte.

Im Kapitel über die Regionalentwicklung wird betont, dass der „Wasserkopf“ Wien lange Zeit das bei weitem größte Industriezentrum des Landes darstellte, andererseits nach 1945 ein ganz neues von beträchtlichem Ausmaß in Linz entstand. In jenem über

Verkehr und Energie vergessen die Autoren nicht, darauf hinzuweisen, mit welcher Vehemenz Tirol um die Errichtung einer Autobahn kämpfte, ja, die Furcht vor einer Umleitung des Nord-Süd-Verkehrs bestanden habe.

Die elektrische Energie spielte vor dem Ersten Weltkrieg in Österreich eine untergeordnete Rolle. In diesem Zusammenhang ist der Hinweis darauf bemerkenswert, dass eine Elektrifizierung der Eisenbahn schon an den Einwendungen des Militärs scheiterte, welche dieses System als zu störanfällig ablehnte. In der Ersten Republik kam dieser Prozess, insbesondere die Errichtung von Wasserkraftwerken, infolge von Finanzierungsschwierigkeiten auch nicht recht in Gang; erst die Zweite Republik bot ein völlig anders geartetes Bild.

Einen originellen Beitrag repräsentiert jener über den Massenkonsum. Originell nicht nur deshalb, weil die wirtschaftshistorische Forschung diesen Bereich oft vernachlässigt, sondern auch, weil sich hier tatsächlich eine den ganzen Untersuchungszeitraum übergreifende Entwicklung vollzog. In der vorindustriellen Zeit wurden die begrenzten kaufkräftigen Bedürfnisse der Bevölkerung in der Stadt von Einzelhändlern befriedigt, die sich der Nachfrage anpassten. Von diesem Ausgangspunkt her wandelte sich die Versorgung der Konsumenten dahin, dass die Produzenten und Verkäufer versuchten, durch Werbung die Käufer für ihre Produkte zu gewinnen. Diese wurden in stets höherem Maße industriell hergestellt und in neuen Vertriebsformen angeboten. Ab den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts setzten dann die ersten Wellen des Massenkonsums ein, welcher für die Folgezeit charakteristisch werden sollte.

In der Geldpolitik findet sich zwar

nicht dieser systematische Zusammenhang, faktisch aber erfolgten im ganzen Untersuchungszeitraum Währungsreformen, welche immer wieder zu Kapitalvernichtung mit all ihren ökonomischen und sozialen Folgen führten. Hier findet sich die oft vertretene Auffassung, die nationalsozialistischen Okkupanten hätten durch die Aneignung des Gold- und Devisenschatzes der Oesterreichischen Nationalbank außerordentlich profitiert; damit sei der Vierjahresplan finanziert worden. Dieser Meinung wird man sich nicht ohne weiters anschließen können. Der relevante Betrag erreichte am 7. März 1938 423 Mio. S, wozu umgetauschte Devisen in der Höhe von 1.750 Mio. S kamen. Doch stand dieser Summe ein geschätztes Leistungsbilanzpassivum des Bundesgebietes gegenüber Drittländern von 400 Mio. S sowie die Bedienung der Auslandsgläubiger im Ausmaß von 100 Mio. S gegenüber. Netto verblieben Deutschland daher etwa 1,9 Mrd. S oder – umgerechnet zum Kurs von 1 RM = 2,17 S – 900 Mio. RM. Das war zwar mehr als das Zehnfache der deutschen Devisenreserve, aber nur rd. 17% der deutschen Importe von 1938. Der Gewinn dieses Raubzuges hielt sich daher in Grenzen.

Zwar spielten in der kontinentaleuropäischen Industriefinanzierung die Banken allgemein eine große Rolle, in Österreich scheint dieses Verhältnis besonders ausgeprägt gewesen zu sein und bis in die jüngere Zeit vorgehalten zu haben. Es liegt auf der Hand, dass die jeweiligen Konzernbetriebe unter den Zusammenbrüchen ihrer Mutterbanken leiden mussten.

Weiters wird angenommen, dass die zahlreichen Kriege im 19. Jahrhundert die industrielle Entwicklung gehemmt habe. Nun steht außer Zweifel, dass sich diese fatal auf das Staatsbudget

auswirkten. Wie weit sie das industrielle Wachstum hemmten, scheint unklar. Die Autoren weisen selbst auf den Boom hin, welcher der Niederlage von Königgrätz folgte. Wie denn überhaupt eine gewisse Wachstumsverlangsamung erst nach 1873, also in der Friedensperiode, feststellbar ist.

Auch auf die Nationalitätenkämpfe in der Spätphase Österreich-Ungarns wird hingewiesen, freilich ohne kausale Verknüpfung. Tatsache ist, dass unter diesem Aspekt insbesondere in Tschechien Banken und Betriebe gegründet und vorangetrieben wurden, aber auch da und dort nationaler Boykott vorkam. Bedeutete dies per Saldo einen Nachteil für die industrielle Entwicklung?

Schließlich wird die Kartellierung der österreichischen Industrie erwähnt. Ein Argument, welchem man schwer zu folgen vermag. Gilt doch das außerordentlich rasch wachsende Deutschland jener Zeit als Kartellparadies. Eine gewisse Berechtigung wird man dem Hinweis darauf zubilligen können, dass die österreichische Wirtschaftspolitik seit der Ära Taaffe bis 1938 eher Sympathien für das Kleingewerbe und die Landwirtschaft an den Tag legte als für die Industrie.

Selbstverständlich litt die österreichische Industrie unter dem Zerfall der Monarchie und den politischen wie ökonomischen Schocks der Zwischenkriegszeit. Wie sich jedoch die „Raubzüge“ des Deutschen Reiches auf diese auswirkten, bleibt offen. Über den moralischen Aspekt der Arisierungen braucht man kein Wort zu verlieren, ihre wirtschaftlichen Effekte wären zu untersuchen. Das gilt noch in weit stärkerem Maß, für die Übernahme österreichischer Unternehmungen durch deutsche Käufer. Es wäre nämlich zu diskutieren, wie weit der Erwerb solcher

Betriebe innerhalb des *rebus sic stantibus* gemeinsamen Staatsgebietes einen „Raubzug“ darstellte. Relevant wäre jedoch die Analyse der ökonomischen Konsequenzen dieses Eigentumstransfers. Bedeutete die Zuführung von Kapital und neuer Initiative einen Nachteil für Österreichs Industrie? Darüber erfährt man ebenso wenig wie über die ganzen Investitionen während des Krieges, welche den Kern der späteren Verstaatlichten Industrie bildeten.

Das Problem entstand erst durch die Kriegsschäden, vor allem aber dadurch, dass die ehemals deutschen Betriebe in Ostösterreich dem sowjetischen USIA-Komplex zufielen. Das bedeutete, dass sie keine Steuern entrichteten und sich auch nicht an die österreichischen Wirtschaftsgesetze hielten, und als sie nach 1955 um 150 Mio. Dollar wieder an Österreich fielen, befanden sich die meisten in einem deplorablen Zustand.

Der sehr fundierte Beitrag über die Entwicklung des Arbeitsmarktes vermittelt eine Fülle von Informationen auch unter regionalen und branchenmäßigen Aspekten. Einen aktuellen Akzent erhält er durch den Hinweis an Hand von Unternehmensdaten, dass die von der *New Economy* geforderte Arbeitsmarktflexibilität während des 19. Jahrhunderts in hohem Maße gegeben war. Diese Periode wurde durch extrem hohe konjunkturbedingte Beschäftigungsfluktuation gekennzeichnet.

Der Artikel über die Interessenverbände vermittelt ein plastisches Bild der Entwicklung von der Konfrontation zur Sozialpartnerschaft nach dem Zweiten Weltkrieg. Vielleicht hätte man noch zur Verdeutlichung der Ambivalenz des Ständestaates darauf hinweisen können, dass die ursprünglich von der staatlichen Gewerkschaft ernannten Betriebsvertrauensleute 1936 immer-

hin frei gewählt werden konnten. Unter diesen Bedingungen wurden dann in stärkerem Maße Sozialdemokraten in den Apparat eingeschleust.

Die Industriezweige

Auch in Österreich bildete die Textilindustrie den Motor der Industrialisierung, und im 19. Jahrhundert entfielen bei weitem die meisten Beschäftigten auf diesen Industriezweig. Seine regionalen Schwerpunkte lagen in Niederösterreich und in Vorarlberg. Hier vermeint der Autor ein Beispiel für die „verpasste Chance“ zu sehen, weil die niederösterreichische Textilindustrie ihr Wachstum im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts relativ verlangsamt habe. Eine plausible Ursache dafür wird nicht genannt.

Die zweite für die Industrialisierung zentrale Industriebranche repräsentiert die Eisenproduktion. Deren Entwicklung wurde in beträchtlichem Maße durch historische Gegebenheiten bestimmt. Bis zur Wende des 18. Jahrhunderts dominierte die österreichische Eisenerzeugung jene Europas. Erst durch die Industrialisierung verlagerte sich das Schwergewicht nach England und Westeuropa. Erst allmählich passten sich die traditionellen, zersplitterten Eisenhämmer an die neuen Produktionsmethoden an und schlossen sich zu größeren Konzernen zusammen, wie zur Innerberger Hauptgewerkschaft und später zur Alpine-Montan. Natürlich boten die historischen Standorte nicht unbedingt die besten Bedingungen für die industrielle Produktion, umso weniger, als sie vielfach spät an das Eisenbahnnetz angeschlossen wurden. Dennoch bildete die Eisenindustrie sozusagen das Rückgrat der industriellen Gesamtentwicklung. Nach den ökonomischen und politischen Turbulenzen der Zwischenkriegszeit erlebte diese

Branche nicht zuletzt durch die deutschen Investitionen während des Krieges als Verstaatlichte Betriebe nach 1945 geradezu eine Explosion. Ähnlich entwickelte sich die Metall verarbeitende Industrie. Die Maschinenbauindustrie konzentrierte sich im 19. Jahrhundert zunächst auf den Raum von Wien und Umgebung. Erst allmählich entstanden auch in Graz bedeutendere Betriebe. In den folgenden Jahrzehnten breitete sich diese Sparte auf andere Bundesländer aus.

Besondere Beachtung verdient der Beitrag über die österreichische Rüstungsindustrie. Es war die Großmachtspolitik der Monarchie, welche diesem Industriezweig günstige Entwicklungsbedingungen bot. Die Politik war nicht nur an der ausreichenden Versorgung der Armee interessiert, sondern auch daran, vom Ausland unabhängig zu sein. Und obwohl sich je nach politischer Lage große Nachfrageschwankungen nach Rüstungsgütern ergaben, entstand eine Reihe technisch hoch entwickelter Betriebe. Besonders dynamisch entwickelten sich die Waffenfabrik in Steyr sowie die Munitionsfabriken im südlichen Niederösterreich, wie Hirtenberg, Wöllersdorf und Blumau. Das Kriegsende traf diese Industrie in besonderem Maße, nicht nur durch die Reduktion der Nachfrage, sondern auch deshalb, weil die Alliierten die Produktion von Waffen und Flugzeugen in Österreich explizit untersagten.

Den nächsten Boom erlebte die Rüstungsindustrie im weiteren Sinne während des Zweiten Weltkrieges. Nach Kriegsende gelang es in Westösterreich, diese Anlagen relativ rasch auf die Friedensnachfrage umzustellen, dagegen gingen die gewaltigen Kapazitäten in Ostösterreich – der Autor spricht hier vom „Zweiten Ruhrgebiet“

– durch Demontagen und die Tätigkeit des USIA-Konzerns verloren.

Immerhin gelang es schon nach dem Ersten Weltkrieg einigen Betrieben, wie etwa Steyr, sich in einem neuen technischen Bereich zu etablieren, nämlich in der Fahrzeugindustrie. Diese hatte schon Ende des 19. Jahrhunderts mit der Fahrradproduktion beträchtliche Erfolge erzielt, aber auch schon mit dem Auto- und Flugzeugbau begonnen. Eine bemerkenswerte technische Entwicklung vollzog sich während der Zwischenkriegszeit in der Kfz-Herstellung, wenngleich mit beschränktem wirtschaftlichen Erfolg.

Überaus dynamisch erwies sich auch die österreichische Lebensmittelindustrie. Die Bierbrauerei erreichte technisch im 19. Jahrhundert europäische Spitze, ähnliches galt für die Rübenzuckerproduktion. Allerdings betraf das in letzterem Fall die ganze österreichische Reichshälfte, das heutige Bundesgebiet entbehrte nach Kriegsende fast völlig der Zuckerproduktion. Trotz der widrigen Wirtschaftslage gelang es doch bis 1937, wieder etwa 30% des inländischen Verbrauchs durch neu gegründete Betriebe zu decken. Die Süßwarenherstellung konzentrierte sich stets im Wiener Raum, mit Namen, die bis heute Weltgeltung besitzen, wie etwa jener der Firma Manner. Die österreichische Tabakregie vermochte ihr Monopol zumeist sehr erfolgreich auszusüßeln.

In der chemischen Industrie vollzogen sich im Untersuchungszeitraum tief greifende strukturelle Umschichtungen. Im 19. Jahrhundert und auch in der Zwischenkriegszeit eher auf Werkstoffe konzentriert, erlebte sie während des Zweiten Weltkrieges eine Verlagerung des Gewichts auf Düngemittel und Kunstfasern, um schließlich in der Zweiten Republik mit der Petrochemie

einen neuen Höhepunkt zu erreichen.

Die Entwicklung der Elektroindustrie unterlag natürlich auch dem Einfluss der Konjunkturschwankungen und der exogenen Schocks, doch wurde hier der langfristige Trend durch die technischen Veränderungen geprägt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestimmten galvanoplastische Produkte sowie die Telegraphie die Produktion, nach 1880 Apparate, Telefon, Beleuchtung, Elektromotoren sowie die erforderliche Infrastruktur. Nach 1918 kamen die Radiowelle sowie die Gesundheitstechnik hinzu. Das bedeutete, dass 1900 in dieser Branche 7.000 Arbeitnehmer beschäftigt waren, 1934 – also am Ende der Weltwirtschaftskrise – bereits 22.600 und 1951 43.600. Auch die Massenmedien wie Filmindustrie und Zeitungen werden in der Studie behandelt.

Sozusagen exogene Anstöße bestimmten die Expansion der Bauindustrie. Diese unterschied sich technisch im 19. Jahrhundert nicht wesentlich von den Mittelbetrieben, wohl aber in der Projektionsplanung sowie in der vertikalen Integration mit der Baustoffherzeugung. Zunächst profitierte sie vom Gründerzeitboom, welcher einen massiven Zustrom von Arbeitskräften nach Wien verursachte und der sich praktisch bis zum Ersten Weltkrieg auswirkte. Nach Kriegsende erlahmte zwar der private Wohnbau, wurde aber in Wien durch den kommunalen teilweise kompensiert, und selbst während des Zweiten Weltkriegs errichtete man, vor allem im Linzer Raum, noch zahlreiche Wohnbauten. Alle diese Perioden wurden freilich durch den Boom des Wiederaufbaus übertroffen.

Der internationale Vergleich

Außerordentlich gelungen erweist sich die internationale Einordnung der österreichischen Wirtschaftsentwicklung. Dieser Beitrag arbeitet nicht nur völlig korrekt die Spezifika der österreichischen Wirtschaftsentwicklung vor dem Hintergrund jener in den anderen europäischen Industriestaaten heraus, sondern stellt sie auch auf eine von Wolfram Fischer erarbeitete quantitative Basis.² Daraus resultieren eine Reihe interessanter Aspekte. Überflüssig zu sagen, dass im ganzen Artikel kein Wort von irgendeiner „verpassten Chance“ zu finden ist.

Das Buch wird schließlich durch eine umfassende und plastische Beschreibung der österreichischen Nationalökonomie abgeschlossen, welche im Untersuchungszeitraum Weltruf erlangten. Der Autor vermittelt in jedem Fall eine biographische Skizze sowie eine kurze Darstellung des charakteristischen Beitrags zur theoretischen Entwicklung. Er beschränkt sich hierbei nicht nur auf die Österreichische Schule der Nationalökonomie, mit Menger, Böhm-Bawerk, Wieser, Schumpeter, Mises und Hayek, sondern erfasst auch den Austromarxisten Rudolf Hilferding.

Korrekterweise präsentiert er auch die problematische Lehre Othmar Spanns, welcher zu seiner Zeit großen Einfluss insbesondere auf die politische Landschaft in Österreich ausübte. Schließlich beruhte der Ständestaat in beträchtlichem Ausmaß auf solchen Gedanken.

Alles in allem ist dies wieder ein äußerst verdienstvolles Buch, das eine Fülle von Informationen über die industrielle Entwicklung des Landes vermittelt. Der verfehlt Titel sollte diesen Umstand nicht verdunkeln. In manchen Beiträgen hätte man sich gewünscht, dass die Zahlenangaben in Tabellenform präsentiert worden wären und manchmal etwas mehr Informationen über die Wiederaufbauphase, doch geht dieser Mangel offenbar auf die schwierige zeitliche Einteilung der Studie zurück.

Felix Butschek

Anmerkungen

- ¹ Siehe die Rezension des ersten Bandes in WuG 30/1 (2004) 156-161.
- ² Fischer, W., Wirtschaft, Gesellschaft und Staat in Europa 1914-1980, in: ders., Handbuch der europäischen Wirtschaftsgeschichte, Bd. 6 (Stuttgart 1987).